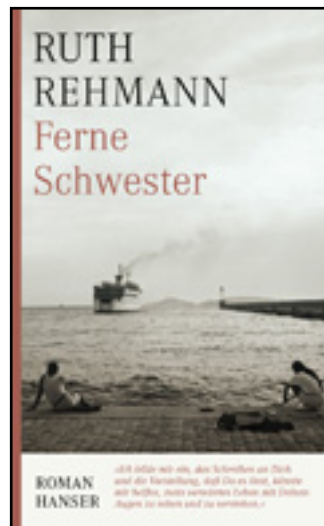


HANSER



Ruth Rehmman

Ferne Schwester

Roman

ISBN: 978-3-446-23394-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-23394-2>

sowie im Buchhandel.

Brief 3 (aus Marseille)

Das ist also Marseille – röhrende, menschenwimmelnde Hafenstadt, Tor zum Meer, zum anderen Erdteil. Ach, Clara, mit Worten kann ich nicht sagen, was diese Ankunft für mich bedeutet. Ich müßte Dich an den Schultern packen und mit Dir die Cannebière hinunterwirbeln bis zum Vieux-Port, wo das Meer anfängt. Gestern nacht, als ich ankam, war es schwarz bis auf die Funkelfelder vom Widerschein der Uferlaternen. Aber ich weiß ja, wie es leuchtet. Mein Vater hat es in mich hineingesenkt, ehe ich denken konnte. Für ihn und für mich ist es die Mitte von allem, was je in Europa passiert ist: Geschichte, Kultur, Denken, Glauben. Es lebt in unseren Träumen von Licht, Wärme, Farbe, von einem anderen Leben, das leichter, heller, beschwingter ist als das unsere. Alle meine Fluchten waren hierhin gerichtet. Nun bin ich da.

Ehe ich aufwachte heute morgen, spürte ich Salz auf der Zunge und Vorfreude heiß in den Gliedern. Nackt bin ich ans Fenster gesprungen, hab alles mit einem mächtigen Atemzug in mich hineingeschlungen, Verkehr, Hafengewimmel, tanzende Boote, Sprudeln und Spritzen der Straßenhydranten, die in der Frühe aufgedreht werden, damit das herauschießende Wasser die Reste der Nacht in die Gullys schwemmt. Wind kam vom Meer, die Vorhänge flatterten wild ins Zimmer hinein, mein Hotelzimmer für die beiden Nächte vor der Überfahrt. Ich habe es mir geleistet, weil die Fahrt von Deutschland hierher gratis war bis auf das letzte Stück ab Aix-en-Provence mit der Bahn.

Die Einrichtung ist französisch-elegant: ein gewaltiges Bett, in dem eine ganze Familie schlafen könnte, ein Bad mit Wanne und Dusche, überall Spiegel, in denen man sich von vorn, von allen Seiten, sogar von hinten sehen kann, Rauchtisch und ein paar Sessel, in denen ich nie sitzen werde, ein Schreibtisch, an dem ich Dir schreibe, große Fenster zum Meer, wahrscheinlich sündhaft teuer, die Preisliste an der Innenseite der Tür hab ich nicht angeschaut; rechnen vor dem Frühstück ist ungesund. Ich bin in die Kleider gefahren und hinuntergerannt zum Vieux-Port und am Ufer entlang auf der Suche nach einer Stelle, wo ich das Meer berühren, auf der Haut spüren kann, waghalsige Kletterei über die Felsenbarriere, Schuhe ausgezogen, Füße ins Wasser, einen sprühenden Wirbel geschlagen:

Bonjour, Marseille!

Später zurück ins Hotel, beim Portier einen Stadtplan geholt, das Viertel, die Straße gesucht, wo ich zum Frühstück eingeladen bin. Ja, stell Dir vor, seit gestern nacht bin ich in der Stadt und habe schon Freunde, Manon und Jeanne, die ich im Zug getroffen habe; und Nicolas, auf den ich jetzt warte, weil er zum Hafen gefahren ist, um meine Überfahrt zu organisieren.

Es ist nämlich schon Nachmittag, und zwischen dem Fußbad und jetzt sind Stunden vergangen, in denen ich fast unter die Räuber gefallen wäre. (Merkst Du, wie schwer es mir fällt, diesen Tag auf die Reihe zu bringen?)

Frühstück bei Manon, Mengen von Café-au-lait, Croissants, unendliches Gegacker, Gelächter, weil ich mit dem Marseiller Dialekt nicht zurechtkomme, zum Abschied viele kleine »bises« auf Nase und Wangen. Wenn ich wiederkomme, soll ich eins ihrer großen Wochenend-Picknicks am Meer mitmachen: Jeanne mit Vater und Freund, Manon mit Freund, Großmutter und Léon, ihr kleiner Junge, den die Großmutter verwahrt, wenn sie in der Fabrik arbeitet – die ganze Familie. Und ich!

Anschließend Fahrt mit der Tram. Eigentlich will ich zum

Hafen, aber so weit komme ich nicht, stehe auf dem Vorderflur, weil der Wagen gesteckt voll ist, ein paar Burschen um mich herum, die schnell herausschauen, daß ich hier fremd bin und deutsch.

Ja, ich habe mit ihnen geredet, was ich auf keinen Fall hätte tun dürfen, weil sie, wie Nicolas sagt, »sales types« sind, die mich in die Unterwelt abgeschleppt hätten, wenn er nicht dazwischengefahren wäre. Aber noch gibt es diesen Nicolas nicht. Die Burschen erzählen von einem Ort, den sie mir unbedingt zeigen wollen, weil dort die deutsche Besatzung gehaust hat, wahrscheinlich Zerstörung, Brände, Spuren vom Krieg, die ich lieber nicht sehen würde. Ich verstehe sie kaum, obwohl ich in den letzten Wochen wie verrückt Französisch gelernt habe, möchte nicht unhöflich sein, schon gar nicht feige, lasse mich aus der Tram herausdrängen und durch Straßen führen, die immer enger, immer schäbiger werden. An jeder Ecke versichern sie, daß wir gleich da sind. Mir wird bang. Ich schaue nach einem Polizisten, der mich zurück zum Hotel führt, aber keine Uniform ist zu sehen, nur ein bärtiger Junge in Jeans und Ringelpullover, der immer im gleichen Abstand hinter uns hertrabt und, als die Burschen stehenbleiben, weil sie sich über den Weg nicht einig sind, wie ein Donnerwetter dazwischengefährt, die Burschen anbrüllt, die brüllen dagegen, er packt einen nach dem anderen am Kragen und schleudert sie aus dem Weg. Plötzlich ganz still, geduckt, laufen sie nach verschiedenen Richtungen davon und verschwinden in Gassen und Tor-
eingängen. Grinsende Gesichter an den Fenstern ringsum. Der Schwarzbärtige macht mir Vorwürfe, weil ich mich mit den »sales types« eingelassen habe, und ich höre mir das an, obwohl ich nicht sicher bin, ob er nicht auch zu den »sales types« gehört. Erst als er zu schimpfen aufhört, Abstand nimmt und sich mit Verbeugung vorstellt, als die Straßen, durch die er mich führt, heller und breiter werden und schließlich am Vieux-Port

enden, fasse ich Vertrauen zu den freundlichen Augen zwischen geschorenem Schwarzhaar und sauber gestutztem Bart und zu den kräftigen Händen, die die sales types wie Geflügel zur Seite geschleudert haben: »Foutez le camp!«

Das also ist Nicolas, mein persönlicher Führer und Beschützer im gefährlichen Marseille, in dem Frauen nicht allein herumlaufen sollten. In einem Lokal am Vieux-Port bestellt er Bouillabaisse, damit ich den Geschmack des Mittelmeers kennenlerne. Wir sprechen über Algerien oder besser, er versucht, mir Algerien auszureden – ein gefährliches Pflaster! Die Menschen: »là-bas«, unzuverlässig, man kann ihnen nicht trauen, keine Kultur, keine Moral. Man überschüttet sie mit Geschenken, versucht ihr Leben zu bessern und erntet Undank, Verrat. Sie geloben Treue und verbünden sich mit dem Feind. Falsche Führer, teuer bezahlt, führen Reisegruppen und Expeditionen in die Irre, berauben sie ihrer Wasser- und Lebensmittelvorräte, lassen sie im Stich. Ganze Kompanien tapferer Pioniere, Helden im Dienst der Grande Nation, haben in den Wüsten und Salz-sümpfen der Sahara ihr Leben gelassen. Ihre Gebeine bleichen im Sand, kein Grab, keine Feier, kein Ehrenmal. Ein gewisses Timbre in seiner Stimme: Pathos, Begeisterung, Sehnsucht, es den Helden nachzutun? (Hat er nie daran gedacht, daß dieses Land mit Gewalt genommen, geraubt worden ist?) Plötzlich muß ich an Walter denken, meinen gefallenen Schulfreund. Mit dem gleichen Timbre, dem gleichen Leuchten im Blick hat er von den abgeschossenen deutschen Jagdfliegern gesprochen und ist dann selbst einer von ihnen geworden. Mein Vater wollte ihm die Begeisterung ausreden: Jagdflieger und U-Boot-Kapitäne, die letzten Helden der Nation! Damit ködern sie die Jungen und schicken sie in den Tod. In Wirklichkeit sind sie Rädchen im Vernichtungsgetriebe, wie alle anderen. Vielleicht sollte ich diesem jungen Patrioten von Walter erzählen. Ich hab's nicht getan, Clara. Ich konnte es nicht in dieses bewegte

Gesicht, diesen leuchtenden Blick hinein, aber meine Stimme war ziemlich kühl, als ich ihm mitteilte, daß ich nicht allein reise, sondern mit einer Gruppe von Journalisten, die mich in Algier erwarten. Für eine Expedition in die Wüste werde unsere Zeit nicht reichen. Während ich rede, verschließt er sich, starrt in sein Glas, fühlt sich unverstanden. Schließlich bietet er mir an, meine Überfahrt zu organisieren, Abfahrtszeit, Schiffskarte, eventuell Kabine. Das Geld, das ich ihm für die Karte mitgeben will, weist er zurück. Es sei sträflicher Leichtsinn, einem Fremden Bares in die Hand zu geben. Aber wir sind doch nicht fremd, sage ich. Zweifelnd schaut er mich an, aber es stimmt: Ich kenne ihn. Schnelles Erkennen habe ich beim Trampeln gelernt. Ein Blick in das Gesicht, das mich durch das heruntergedrehte Wagenfenster anschaut, und ich weiß, ob ich mitfahre oder eben nicht. Mit Nicolas würde ich überall hinfahren.

Ich weiß auch, daß seine Familie aus Italien kommt, daß seine ältere Schwester an der Universität studiert, was er albern findet. (Wahrscheinlich meint er, sie sollte heiraten und Kinder kriegen.) Immerhin besorgt sie ihm Bücher. Sein Idol ist Saint-Exupéry, ein Flieger im Krieg, der auf einem Aufklärungsflug umgekommen ist. Auch er möchte Flieger werden oder zur See gehen, am liebsten beim Militär. Die Deutschen mag er eigentlich nicht. Aber es gibt Ausnahmen. Man darf nicht ein ganzes Volk verurteilen.

Sehr jung kommt er mir vor, jünger als ich, eigentlich noch ein Kind. Ein junger Ritter, der großen Taten entgegenfiebert. Vorläufig bin ich seine große Tat. Er nimmt mich unter seinen ritterlichen Schutz. Bevor er geht, hat er am Büffet leise mit dem Garçon gesprochen und dabei zu mir herübergeschaut. Wahrscheinlich will er, daß der Kellner auf mich aufpaßt, solange er weg ist. Damit ich nicht wieder unter die Räuber falle. Aufmerksam schaut der Garçon zu mir herüber, während ich an Dich schreibe, bringt sogar, ungefragt, einen Kaffee.

Von weitem sehe ich Nicolas kommen, in wiegendem Seemannsschritt, ein bißchen komisch, aber sehr liebenswert. Ich muß Schluß machen.

Später im Hotel fällt mir ein, warum ich ihm nicht von Walter erzählt habe. Er hätte einen Vergleich gewittert und sich darüber empört: Wie kann man Helden der Grande Nation mit Naziverbrechern vergleichen! Aber Walter war kein Naziverbrecher. Er war sechzehn, als er sich für Jagdflieger begeisterte – ein Junge, der fliegen und dem Vaterland dienen wollte, wie dieser Saint-Exupéry. Es gibt Wahrheiten, die man französischen Patrioten nicht sagen darf, eben weil sie wahr sind.

Nicolas ist wiedergekommen. Bis zur Abfahrt des Schiffes waren noch ein paar Stunden Zeit, zu kurz, um nach Château d'If hinüberzufahren, es sei denn, ich würde meine Abreise verschieben, um einen Tag, oder zwei? Das sei nicht möglich, sagte ich. Was haben wir mit dem angebrochenen Nachmittag angefangen? Was ist passiert? Bummeln am Rand des Vieux-Port entlang, reden, erzählen, schweigen, zwischen den Klippen sitzen, übers Meer schauen.

Und innen? Was ist innen passiert?

Nachts in der engen Kabine, beim Schlingern und Stampfen des Schiffes, versuche ich, die Verwirrungen dieses Abschieds auf die Reihe zu bringen, indem ich Dir schreibe, was Du wahrscheinlich nicht lesen kannst, weil die Bewegungen des Schiffes die Schrift verzerren. Ich schreibe, um das Fliehende festzuhalten, den langen Weg am Ufer entlang, das versäumte Château d'If immer im Blick, die Hafencafés und Bars in der Ferne entschwindend, der Verkehrslärm in Brandungsgeräuschen verschollen, nur die Stimme bleibt nah. Nicolas erzählt von den Orten, die er mir zeigen wollte, die ich nicht sehen werde. Er liebt diese Küste, kennt jede Bucht, jeden Strand, jeden Ort, jeden Weg dorthin über Berge, durch Wälder. Vom Meer aus im Boot, an Land zu Fuß, mit dem Fahrrad hat er sie erkundet

und ins Herz geschlossen. Wir würden es »Heimat« nennen und beim Aussprechen gemischte Gefühle haben. Er hat kein Wort dafür außer »chez nous« oder »la côte«. Er braucht kein Wort, weil das Gefühl in ihm ist, nicht gemischt, sondern pur, Liebe pur. Warum hab ich das nicht, Clara? Warum vermeide ich »Heimat« oder gebe dem Wort einen ironischen Klang? Beim Gehen versuche ich, die gemischten Gefühle wegzudrängen, aber ehe mir das gelingt, ist die nächste Verwirrung schon unterwegs. Er erzählt von einer Bucht mit dem schönen Namen »Sormiou«. Sie liegt versteckt zwischen bewaldeten Bergen. Man sieht sie erst, wenn man fast unten ist. Plötzlich taucht sie auf zwischen den Stämmen, tiefblau und doch leuchtend. Er hat sie noch keinem Menschen gezeigt, weil er sie für sich allein haben wollte, aber nun kann er sich vorstellen, daß sie noch schöner sein könnte, wenn. Er spricht nicht weiter, schaut mich nur an, und ich weiß, daß sein Blick in die Zukunft gewandert ist, in eine Zukunft, die mit »wenn« beginnt: Wenn du wiederkommst! Wenn wir beide durch den Wald hinuntersteigen und in das blaue Leuchten schauen. Wenn wir hinausschwimmen bis dorthin, wo das offene Meer beginnt. Wenn wir am Ufer sitzen und der Sonne beim Untergehen zusehen. Wenn wir beim Einschlafen das Meer hören und wissen, daß es morgen noch da ist.

Das alles sieht er, während er redet, und ich sehe es auch, aber ich glaube nicht dran. Ich habe in meinem Leben zu viele Wenn-Geschichten gehört und weiß, wie gefährlich sie sind. Ich habe gelernt, sie zu fürchten. Wenn du groß bist, nehme ich dich mit zu den Ausgrabungen, hat mein Vater gesagt. Du kannst mir helfen, Scherben zu finden und zu beschriften, und ich erzähle dir, wie die Menschen gelebt haben, als ihre Welt noch heil war. Wenn der Krieg aus ist, sagte er, wenn dieser Wahnsinnige endlich unter der Erde ist, kaufen wir uns ein kleines Haus auf einer Mittelmeerinsel und gehen jeden Morgen zum Schwim-

men. Abends sitzen wir auf der Piazza und trinken Wein, nur du und ich. Wenn du groß bist. Wenn der Krieg aus ist.

Hör auf, Nicolas! sage ich. Man darf nicht so weit in die Zukunft spinnen. Die neidischen Götter lassen nicht zu, daß die Träume wirklich werden. Erschrocken hält er inne. Ich habe ihn wieder verletzt.

Später sitzen wir zwischen den Klippen und er erzählt mir die Geschichte vom Kleinen Prinzen: *Il était une fois un petit prince qui habitait une planète à peine plus grande que lui, et qui avait besoin d'un ami...*

Sein toter Freund Saint-Exupéry hat dieses Märchen geschrieben. Zu Hause mag er seinen Namen nicht aussprechen, weil niemand seine Gefühle teilt, die studierte Schwester hält den Autor für einen Salonfaschisten, sein Vater meint, daß der dichtende Flieger nicht nur mit dem Flugzeug, sondern auch mit dem Kopf in den Wolken war – ein Phantast. Nicolas liebt und verehrt ihn. Er ist sein Held. Daß er mir von ihm erzählt, zeigt mir etwas, was ich in meinem Leben versäumt habe. So einen Freund, der mir Geschichten erzählt, statt mich anzumachen, hätte ich früher haben sollen. Er wäre vielleicht meine erste Liebe gewesen in der Zeit, als ich nicht mehr ganz Kind und noch nicht erwachsen war. Als ich noch an Helden glaubte. Diesen Übergang habe ich nicht gelebt. Der Krieg kam dazwischen. Ich habe Vaterfiguren gehabt und verliebte Jungs. Aber keinen Freund. Ich bin zu alt, um an Wenn-Geschichten zu glauben.

Inzwischen war die Sonne untergegangen. Ich dachte an das Schiff, das vielleicht ohne mich abfahren würde. Wollte ich hier sitzen bleiben und Nicolas zuhören, bis ich wieder das Mädchen war, das ihm glauben könnte? Ich stellte mir vor, wie die Brücke eingezogen wird und das Schiff sich langsam zum Meer hin dreht. Ich wünschte, daß es so wäre, nicht meine Schuld, nur ein Zufall. Ich verpasse das Schiff, tant pis, tant mieux. Wer weiß, wozu es gut ist, heißt es im Märchen.

Es war Nicolas, nicht ich, der ein Ende machte. Zuverlässig, ein wirklicher Ritter, sah er auf die Uhr, stand auf und ging voraus. Wir holten das Gepäck im Hotel und fuhren mit der Tram zum Hafen. An einem der Souvenirstände kaufte er eine Flasche Vittel und eine Postkarte vom Vieux-Port, auf der das Café zu sehen war, sogar der Tisch, an dem wir gegessen hatten. Er malte ein dickes Kreuz darüber und gab mir die Karte: Damit du weißt, wo wir uns wiedertreffen.